kauer Russland heraus. So hatte in Sibirien im 17. Jh. die Überlappung von Zuständigkeiten der Voevoden und Bischöfe durchaus eine Rationalität, und sei es nur die, zarische Machtausübung zu legitimieren. Maren Lorenz untersucht den Konflikt zwischen einem Stettiner Bürgermeister und dem schwedischen Stadtkommandanten über eine Roggenlieferung im April 1662. Statuskämpfe und ökonomische Interessen spielten zwar eine wichtige Rolle, aber die eigentliche Projektionsfläche wurden der seit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges schwelende Konflikt um die Zugehörigkeit der Stadt zu Schweden oder Brandenburg und damit divergierende Herrschaftsansprüche über den Stadtraum. Für die Argumentation scheint aber der Begriff „Erinnerung“ von größerer Bedeutung zu sein als der Begriff „Raum“, denn während des Konflikts im Jahr 1662 wurde die Erinnerung an einen Aufstand aus dem Jahr 1616 wiederbelebt.

Der Sammelband ist sorgfältig ediert, enthält englischsprachige Abstracts, ein Personen- und Ortsregister sowie zahlreiche Abbildungen. Leider fehlen kurze Informationen zu den Autoren und Autorinnen.

Dublin

Guido Hausmann

Die Habsburgermonarchie 1620 bis 1740. Leistungen und Grenzen des Absolutismusparadigmas. Hrsg. von Petr Maťa und Thomas Winkelbauer. (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 24.) Franz Steiner Verlag. Stuttgart 2006. 474 S., 2 s/w. Abb., 5 s/w. Tab. (€ 59,-)

Das Buch ist das Ergebnis einer 2003 am Leipziger Geisteswissenschaftlichen Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) veranstalteten internationalen Fachtagung. Im Mittelpunkt stand die Bedeutung des Absolutismus als Konzept zur Erforschung der Geschichte der Habsburgermonarchie in dem für Staatsbildung und Herrschaftsverdichtung besonders wichtigen, gleichwohl von der Historiographie vernachlässigten Zeitraum zwischen der Schlacht am Weißen Berg bei Prag 1620 und dem Regierungsantritt Maria Theresias 1740. Die Hrsg. des Bandes verfolgen zwei Ziele: Sie wollen die Absolutismusdebatte zum einen für die Erforschung der Habsburgermonarchie fruchtbar machen, zum anderen durch neuartige Erkenntnisse bereichern. Bislang wurde die Habsburgermonarchie in die seit Anfang der 1990er Jahre intensiv geführten absolutismuskritischen Diskussionen kaum einbezogen, ein Umstand, der sich mit ihrer territorialen Komplexität und der nationalhistoriographischen Aufsplitterung der Forschung erklären lässt.

Im Mittelpunkt der 15 Beiträge stehen das Verhältnis zwischen Herrscher und Ständen, die Frage nach Kontinuitäten und Innovationen im Regierungsprogramm der Habsburger, die Folgen der Schlacht am Weißen Berg für die Neuorganisation der Herrschaft über Böhmen, landesfürstliche Integrationsinstrumente wie Militär, Finanzen und Frömmigkeit sowie die Funktionen des Wiener Hofes. Kultur- und kommunikationsgeschichtliche Fragestellungen stehen somit eher im Hintergrund. Regional liegt der Schwerpunkt auf Böhmen, Ungarn und Österreich unter der Enns, allerdings nehmen einige Autoren auch übergreifende Perspektiven ein. Weitgehend ausgeklammert bleiben hingegen periphere Regionen wie die Niederlande und die italienischen Gebiete. Insgesamt ist festzuhalten, dass es sich um einen sehr gelungenen Band handelt. Besonders positiv hervorzuheben ist die ihm zugrundeliegende undogmatische Konzeption, die zu einer beeindruckenden Bandbreite an Themen und Methoden geführt hat. Als Beispiel für die Offenheit kann auf die gegensätzlichen Reaktionen einiger Autoren (z.B. Jeroen Duindam) auf den von Joachim Bahlcke in die Debatte gebrachten Begriff des „weichen Absolutismus“ hingewiesen werden, der den gewachsenen regionalen Strukturen der Monarchie sowie Defiziten der habsburgischen Zentralmacht Rechnung tragen soll. Aufgrund der internationalen Zusammensetzung der Beiträge wurde die in der ostmitteleuropäischen Geschichtsforschung sonst mitunter zu beobachtende nationalhistoriographische Verengung vermieden. Von den Autorinnen und Autoren der durchwegs deutschsprachigen Beiträge stammen vier aus Tschechien, jeweils

drei aus Deutschland und Österreich, zwei aus Ungarn sowie je eine(r) aus Italien, Kanada und den Niederlanden.

Was für Lehren können aus den versammelten Aufsätzen für die aktuelle Absolutismusdebatte gezogen werden? Auch wenn in dem einen oder anderen Beitrag die vom Leipziger Nationalökonom Wilhelm Roscher im 19. Jh. getroffene Unterscheidung zwischen konfessionellem, höfischem und aufgeklärtem Absolutismus noch als Bezugspunkt dient und mit großer Quellen- und Sachkenntnis vor Augen geführt wird, dass in ausgewählten Bereichen des politisch-sozialen Lebens, etwa beim Heerwesen und in den Finanzen, eine gewaltige strukturelle Herrschaftseffektivierung (Thomas Winkelbauer) stattfand und dass der Absolutismus als Forschungskonzept für wichtige Aspekte sensibilisieren und somit zu Erkenntnisgewinn führen kann, nimmt die Mehrheit der Autoren doch eher eine distanzierte bis ablehnende Haltung ein. Aufgezeigt wird, dass es den Absolutismus in zentralen Sektoren von Herrschaftslegitimation und -praxis nicht gab (Alessandro Catalano, Stefan Samerski), vermeintlich „absolutistische“ Herrschaftskonzepte viel stärker im politischen Denken der ersten Hälfte des 16. Jhs verankert waren als gemeinhin angenommen (Jaroslav Pánek), der Wiener Hof nur zum Teil als Ort der Disziplinierung adeliger Eliten angesehen werden kann (Katrin Keller), das Konzept den Blick von den entscheidenden Entwicklungen der Herrschaftskonzentration ablenkt (Karen J. Machardy, Petr Mařa), seine größten Leistungen in seinen Grenzen liegen (Mark Hengerer) und eine – noch dazu fehlerhafte – Interpretation der französischen Nationalgeschichte nicht zur europäischen Norm gemacht werden darf (Jeroen Duindam). Gefordert wird, stärker das zeitgenössische Herrschaftsdenken einzubeziehen (wiewohl einige Autoren irreführenderweise „Absolutismus“ und „absolute“ Herrschaft gleichsetzen). Unübersahbar ist, dass beim „Sonderfall“ Ungarn eine „absolutistische“ Eingliederung in den staatlichen Gesamtverband fehlschlug, mitunter nicht einmal konsequent versucht, sondern nur in Krisensituationen in Angriff genommen wurde. Die dauerhafte Zurückdrängung des Einflusses der Stände scheiterte hier, und das Prinzip der Konsensbildung behielt über weite Strecken seine Bedeutung (Joachim Bahlcke, Géza Pálffy). Ist es angesichts dieses Befundes noch gerechtfertigt, vom Absolutismus als einer Epochensignatur der Geschichte der Habsburgermonarchie oder als *dem* leitenden Paradigma zur Erforschung des 17. und 18. Jhs zu sprechen?

Salzburg

Arno Strohmeier

Sport zwischen Ost und West. Beiträge zur Sportgeschichte Osteuropas im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Arié Malz, Stefan Rohdewald und Stefan Wiederkehr. (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Bd. 16.) Fibre Verlag, Osnabrück 2007. 377 S. (€ 35,-)

In Europa hat der Stellenwert des Sports seit Beginn der klassischen Moderne um 1890 beständig zugenommen. Auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene fungiert der Sport als Barometer gesellschaftlicher Beziehungen und Konflikte. Das gilt auch für Osteuropa, wo er, wie der vorliegende Band zeigen kann, eng mit den politischen Entwicklungen des vergangenen Jahrhunderts verknüpft war. Dabei stechen zwei Entwicklungen hervor, denen sich die Autoren besonders widmen: die Rolle der Körperkultur bei der Nationsbildung und die Bedeutung sportlicher Wettkämpfe während des Ost-West-Konflikts.

In ihrer Einleitung fassen die Hrsg. den Forschungsstand zusammen und präsentieren den Lesern außerdem eine Auswahlbibliographie sowie eine weiterführende Linkliste zur Thematik. Der erste Teil des Bandes umfasst Untersuchungen über die Rolle des Sports in den internationalen Beziehungen. Hier kreisen sämtliche Beiträge um die Auswirkungen des Ost-West-Konflikts auf den osteuropäischen Sport. Besonders hervorzuheben ist der Aufsatz von André Gounot über das gescheiterte Projekt kommunistischer Olympischer Spiele, der Weltspartakiade, die in den dreißiger Jahren in Moskau stattfinden sollte. Markku Jokisipilä, Jörg Ganzenmüller und Babara Keys widmen sich anhand